

Wohl kaum ein Film hat in diesem Jahr so viel enthusiastisches Kritikerlob bekommen wie das Drama »Drive My Car« des japanischen Regisseurs Ryusuke Hamaguchi. In Cannes gewann der dreistündige Film, der eine Kurzgeschichte von Haruki Murakami für die Leinwand adaptiert, den Preis für das beste Drehbuch, und im März wird er ins Rennen um den Oscar für den besten internationalen Film geschickt. »Drive My Car« beschäftigt sich mit dem Ineinanderfließen von Realität und Fiktion, Vertrauen und Verrat, Liebe und Verlust. Eines der großen Verdienste des Films ist es, dran zu erinnern, dass in diesen Gegensätzen die Grenzen nicht immer so ganz klar sind. Nicht, weil Buch oder Regie es so postulieren, sondern weil die Figuren so glaubwürdig damit ringen, dass noch in ihren kleinsten Gesten existentielle Fragen stecken.

Das gilt insbesondere für die Hauptfigur, den melancholischen Bühnenschauspieler und -regisseur Yusuke Kafuku (Hidetoshi Nishijima), den wir zunächst über die Beziehung zu seiner Ehefrau, die Drehbuchautorin Oto (Reika Kirishima), kennenlernen. Dass beide eine tragische Vorgeschichte verbindet – ihre gemeinsame Tochter starb im Alter von vier Jahren an einer Lungenentzündung – erfahren wir erst sehr viel später. Zunächst sehen wir nur, wie Kafuku, statt ein Flugzeug zu besteigen, unerwartet zurück nach Hause fährt und dort sieht, wie Oto mit einem Liebhaber schläft. Diese Entdeckung führt jedoch zu keinem emotionalen Ausbruch. Statt dessen zieht sich der Ehemann diskret zurück und checkt lieber im Flughafenhotel ein. Da diese ohnehin in aller Welt gleich aussehen, ist es ein leichtes, beim späteren Videochat mit seiner Frau so zu tun, als wäre er wie geplant an seinem Reiseziel angekommen.

Dieser stille Versuch, Widersprüche und Verletzungen des Alltags nicht nur

# Hiroshima, mon amour

Schatten der Vergangenheit: Theater, ein altes Auto und Zigaretten in dem japanischen Filmdrama »Drive My Car«. **Von Hannes Klug**



Stoisch verkörpert sie die archetypische Liebe des Kinos zum Autofahren: Toko Miura als Chauffeurin Misaki

auszuhalten, sondern zu verbergen, setzt auch den Tonfall für den weiteren Verlauf des Films. Als Oto plötzlich an einer Hirnblutung stirbt, sehen wir keine Tränen, sondern erleben mit, wie Kafuku leise darum ringt, sein altes Leben weiterzuführen.

In einem Zeitsprung von zwei Jahren überbrückt der Film die Phase der unmittelbaren Trauer, allerdings bleibt die Stimme von Oto weiterhin gegenwärtig. Hat sie ihrem Mann doch immer

die Theaterrollen eingesprochen, die dieser im Auto auf Kassette abspielt, wobei er in den passgerechten Pausen seine eigenen Dialoge übt. So lebt sie als entkörperlichte Stimme weiter und begleitet Kafuku auf seinen nächtlichen Fahrten durch Hiroshima – die Stadt, deren heutiges Erscheinungsbild das historische Leid der ersten Atombombenabwürfe überlagert, das in den Straßen und Gebäuden nach wie vor präsent ist.

Wie die Gegenwart die Vergangenheit überschreibt, wie sehr sie dazu in der Lage ist und wie sehr nicht, ist die große offene Frage von »Drive My Car«. Für die Dauer seines Engagements – die Inszenierung einer multilingualen Version von Tschechows »Onkel Wanja« – wird Kafuku wider Willen eine Fahrerin zugeteilt, und für die nächsten zwei Filmstunden sind beide damit beschäftigt, zu verbergen, was sie im Inneren so umtreibt. Dass und wie das Geheime trotz aller Bemühungen, sich an Alltagsrituale zu klammern, an die Oberfläche drängt, inszeniert der Regisseur in einem ständigen Gleichgewicht aus introvertiertem Minimalismus und epischem Drama. Hamaguchis Regie lässt im Grunde dieselbe Diskretion walten, mit der Kafuku sich zu Anfang zurückzieht. Hier wie dort dauert es eine Weile,

bis man als Zuschauer versteht, dass dabei eine tiefere Form von Liebe im Spiel ist, die jede andere Gefühlsregung übertrifft.

Dass die Welt des Theaters den Gefühlen als Allegorie und Katalysator dient, kennt man so auch aus Filmen von Louis Malle oder John Cassavetes. Die heimliche Heldin in »Drive My Car« ist aber die großartig stoische Chauffeurin Misaki (Toko Miura), die der archetypischen Liebe des Kinos zum Autofahren, wie sie Steve McQueen in »Bullitt« (Peter Yates, 1968), Gary Lockwood in Jacques Demys »Model Shop« (1969) oder auch Brad Pitt in »Once Upon a Time in ... Hollywood« (Quentin Tarantino, 2019) verkörpern, ihr eigenes Denkmal setzt. Ein Held des Films ist auch Kafukus roter Saab 900 Turbo. Nicht umsonst ein Modell, das wie die Audiokassette noch dem analogen Zeitalter entstammt. Lange wurden Zigaretten im Kino nicht mehr mit solcher Inbrunst angezündet wie hier. Wenn die Zigaretten dann, vom Raucher aus dem Schiebedach gereckt, vor dem Nachthimmel von Hiroshima glühen, ist dies ein Bild für die (nostalgische) Kinoewigkeit.

■ »Drive My Car«, Regie: Ryusuke Hamaguchi, JAP 2021, 179 Min., Kinostart: heute

## ■ Weihnachten. Von Andreas Paul

Zur Weihnacht stellt sich Gott in einem Schafstall ein  
Ganz Hüter des Gewinns in goldnen Schein verwoben  
Ein mächtiger Komet erhellt von sehr weit oben  
Die Weihnachtsszenerie. Ach, soll doch Frieden sein.

Der Jungfrau Niederkunft begeht die Null an Jahren  
Herodes Schurkenstaat bringt den Erlöser vor  
Vom fernen Orient drei Könige im Chor  
Mit reichlichem Geschenk wolln was da kommt bewahren

Auf einem Schaffell liegt das Baby in der Krippe  
Und eingehüllt in Fell, zum ersten Mal gestillt  
Die Schäfer stehn im Kreis ums Feuer für das Bild

Beim Schäfer Flötenspiel schürzt Josef sacht die Lippe  
Und pfeift ein Wiegenlied aus Nazareth ganz leis  
Das ist hier nicht erlaubt, was nur Maria weiß

## ■ Denn sie haben ihn gefeuert. Das Stuttgarter Ballett kündigt Musikdirektor Mikhail Agrest

Der Dirigent aus Sankt Petersburg ist frustriert. Mikhail Agrest trat erst vor einem Jahr seine Stellung als Musikdirektor beim Stuttgarter Ballett an – und ist den lukrativen Posten schon wieder los. Bei einer Bühnen- und Orchesterprobe zum Ballett »Onegin« von John Cranko hatte es Diskussionen zwischen ihm und dem Probenleiter Reid Anderson gegeben. Agrest favorisierte ein anderes Tempo als der seit Jahrzehnten beim Stuttgarter Ballett residierende Anderson. Solche Gespräche sind normal, gehören zum künstlerischen Prozess – sonst würde sich die Kunst nie entwickeln. Aber Anderson, 72, hatte keine Geduld. Er ließ Agrest kurzerhand rauswerfen und fand damit auch noch Unterstützung beim Ballettintendanten Tamas Detrich.

Agrest wurde fristlos gekündigt – ohne nachvollziehbaren Grund. Ein solcher Umgang mit Künstlern ist im vornehmen Opernbetrieb nicht die Regel. Agrest: »Den Grund für die Eskalation habe ich nicht gesehen, was folgte, war für mich ein totaler Schock.« Zumal er beim Stuttgarter Ballett beliebt ist. Seit Jahren dirigiert er dort erfolgreich abendfüllende Ballette. Man machte ihn nicht ohne Grund zum Musikdirektor. Gerade das Zusammenspiel von Musik und Tanz liegt Agrest. Auch in der Semperoper in Dresden, am Covent Garden in London und an der Met in New York brachte Agrest die Zuschauer zum Jubeln.

Agrest ist russisch-jüdischer Herkunft. Er studierte in Russland und den USA, hat beste Referenzen. Ilja Musin

und Mariss Jansons gehören zu seinen Lehrmeistern. Seit 2001 dirigiert er am Petersburger Mariinski-Theater. »Ich verließ meine bisherige Heimat Sankt Petersburg nach 25 Jahren, um nach Stuttgart zu ziehen«, sagt der geschasste Maestro. All seine Kompetenz und Anstrengung nützten nichts gegen alteingesessene Patriarchen.

Reid Anderson, Ehrenmitglied beim Stuttgarter Ballett, hat nicht nur aus künstlerischen Gründen das Sagen. Er war bis 2018 Ballettintendant und agiert seither als graue Eminenz und Coach. Seine Macht fußt auf geschäftlicher Grundlage: Anderson ist der Lebensgefährtin des Cranko-Erben Dieter Gräfe. Die Verwaltung und Verkäufe der Cranko-Lizenzen liegen in ihren Händen. Bis 2043. Dann erlöschen die Lizenzen

dem Gesetz gemäß, da Cranko 1973 verstarb.

Das hinderte Anderson nicht, die Gründung einer John-Cranko-Stiftung jüngst als Meilenstein zu präsentieren. Der Cranko-Nachlass sei damit gesichert, heißt es in der Presseerklärung. Dabei ist nicht geregelt, welche Gelder derzeit von der Stiftung an die John-Cranko-Schule gehen. Und nach Gräfes Tod soll erst mal Anderson die Lizenzrechte erben. Erst nach dessen Ableben ist die Stiftung dran. Wird Anderson 94 Jahre alt, erbt sie die Lizenzen nie. Weil sie dann erlöschen.

Davon aber schweigt man beim Stuttgarter Ballett. Ebenso will man zum Zwist mit Mikhail Agrest nichts sagen. Die Anwälte verhandeln.

Gisela Sonnenburg

## Kulturschock

Die neuen Coronaverordnungen ab dem 28. Dezember schränken nach Ansicht des Kulturrats auch den Kulturbereich »massiv ein«, teilte der Geschäftsführer des Verbands, Olaf Zimmermann, im Nachgang der Beratungen zwischen Bund und Ländern am Dienstag mit. »Wahrscheinlich muss der Sonderfonds des Bundes für Kulturveranstaltungen noch einmal aufgestockt werden, damit zumindest der entstandene Schaden den Kulturveranstaltern sowie den mittelbar betroffenen Künstlerinnen und Künstlern ersetzt werden kann«, sagte Zimmermann weiter. (dpa/iw)

## Richtig etikettiert

Einer Vortragsrednerin, die den Sänger Xavier Naidoo 2017 im Rahmen eines Referats zu »Reichsbürgern« als Antisemiten bezeichnet hatte, sind diese Äußerungen zu Unrecht vom Nürnberger Oberlandesgericht verboten worden. Eine Verfassungsbeschwerde der Frau hatte Erfolg, wie das Karlsruher Bundesverfassungsgericht am Mittwoch mitteilte. Naidoo habe sich »mit seinen streitbaren politischen Ansichten freiwillig in den öffentlichen Raum begeben«. Er müsse »eine scharfe Reaktion auch dann hinnehmen, wenn sie das persönliche Ansehen mindert«. (dpa/iw)

## Jesus unter Wasser

Vor der israelischen Küste sind antike Schätze aus zwei Schiffswracks geborgen worden, darunter Hunderte von Silbermünzen. Teil der Funde seien auch Figuren, darunter die Bronzefigur eines Adlers, sowie ein Goldring mit dem Abbild des »guten Hirten«, in der frühchristlichen Kunst ein bekanntes Symbol für Jesus, teilte die israelische Altertumsbehörde am Mittwoch mit. Die beiden nahe der Hafenstadt Caesarea versunkenen Schiffe stammen aus den Zeitaltern der Römer und Mamelucken, vor rund 1.700 und vor 600 Jahren. (dpa/iw)

## Keine Flatrate

Die erste SMS der Welt aus dem Jahr 1992 ist als digitaler Code versteigert worden. Das »Non-Fungible Token« (NFT) erzielte am Dienstag in Neuilly-sur-Seine bei Paris einen Preis von 107.000 Euro. Der neue Nachrichteneigentümer blieb anonym. Verkäufer war Vodafone, das Geld spendet die Firma nach eigenen Angaben an das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen. Bei nicht austauschbaren Wertmarken – so die deutsche Übersetzung von NFT – handelt es sich um digitale Echtheitszertifikate, die mit der Blockchain-Datenkette abgesichert und einzigartig sind. (dpa/iw)